

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 116. Bromberg, den 21. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Hellerau.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

14. Das Auge des Gesetzes lacht.

„Die Herren wollen schon wieder abreisen?"

Die gute Frau Wirtin war unglücklich. Sie hatte geglaubt, daß wir drei über Sonntag bleiben würden, wo doch die Betten eigens für uns zurechtgemacht worden waren.

„Vielleicht kommen wir heute nachmittag zurück", gab ich zur Antwort. „Wir möchten nur schnell einen Freund in Dover besuchen — dies fiel mir im Augenblick gerade ein — und geben Ihnen bis mittag telegraphisch Bescheid, ob wir wiederkommen."

Unsere Hotelrechnung hatte ich beglichen. Marschbereit harrten wir beim Abschiedsgespräch im Flur des Erdgeschosses. Die unglückliche Wirtin mußte sich mit der mageren Aussicht auf eine telegraphische Zusage bescheiden. Plötzlich fiel mein Blick in die Bar, deren Tür offen stand. Dort hielt ein stattlicher Schutzmann, wie ein Graphologe forschend, drei Anmeldeformulare in den Händen, unsere drei Anmeldeformulare.

„Wir können wohl gleich hier herausgehen", sagte ich gleichgültig zu den beiden anderen, und wir ließen die Bar links liegen. Auf der Straße holten wir kräftig aus, Richtung Bahnhof. Einen Laufschritt konnten wir nicht wagen, ein Versteck erspähten wir im Augenblick nicht. In die Erde hätten wir versinken mögen; denn der Mann mit dem hohen blauen Helm machte lange Beine. Wir spürten das, obwohl wir uns nicht umblickten. Manchmal hat der Mensch die Augen hinten.

*

„Hallo, meine Herren, darf ich Sie einen Augenblick sprechen?" Das galt uns. Das war die Stimme des Gewaltigen.

Wir konnten den Ruf schlecht überhören und glaubten beinahe, daß wir gemeint sein könnten. Man hat ein Gefühl für solche Anzapfungen. Deshalb blieben wir zögernd stehen und ließen das Auge des Gesetzes an uns herankommen.

„Bitte schön", sagte der Mann grüßend, „Sie haben doch diese Formulare hier ausgefüllt?"

„Jawohl, Herr, ist etwas nicht in Ordnung?" Der Sprecher war ich, gemäß unserem Geheimvertrage.

„Welches ist Ihr Formular?"

Die Frage galt mir ohne Zweifel.

„Lassen Sie mich sehen, mein Herr. Dieses hier: Robert Henry Mills."

„So — und Sie wohnen in South Farnborough?"

„Sehr richtig."

„Was führt Sie drei denn hierher?"

Da erzählte ich ihm eine kleine Geschichte, daß wir nach Deal gekommen seien, um uns ein paar Tage zu erholen. Leider hätten wir es aber nicht besonders gut getroffen, wollten zunächst einen Abstecher zu unserem Freund in Dover machen und dann weiter entscheiden.

„Sie sind also der Militär- und Pressephotograph."

Ich bejahte. Der Mann gab sich zufrieden, wandte sich aber sogleich an den Fähnrich. Mir rutschte schon das Herz in die Hosentasche, weil ich eine Katastrophe fürchtete.

Der Fähnrich stand fest wie ein Säule, vollkommen beherrscht und ruhig. Die Brille hatte er in dem Augenblick gerade in der Tasche.

„Mr. John Gurr?"

Der Fähnrich zeichnete mit einer zustimmenden Freundlichkeit.

„Das ist also Ihr Formular? Sie sind Evangelist und arbeiten für die Londoner Freilichtmission?"

„Jawohl, mein Herr."

Der Schutzmann dankte ehrerbietig. Ich habe noch keinen Schutzmann so ehrerbietig danken sehen. Seine Haltung übertrug sich teilweise noch auf die nächsten Fragen, die dem Lotsen galten, mit dessen Formular er gar nicht recht einverstanden war.

„Ich kann Ihren Namen nicht lesen", sagte der Polizist mit einem liebenswürdigen Vorwurf im Ton der Sprache.

„Lurrot", warf der Lotse ein.

„Lurrot? Ist das nicht ein recht komischer Name?"

Der Lotse tat erheitert und zuckte mit den Achseln

„Sie sind Handlungsgehilfe in London?"

„Ganz wie Sie sagen", bemerkte Volkmar.

„Bei welcher Firma?"

Hier entstand eine winzige Denkpause, dann aber kam es heraus, was wir selbst noch nicht einmal wußten:

„C. A. Cook & Co., London."

Trotzdem schien die Angelegenheit noch nicht beigelegt zu sein. Der Schutzmann studierte immer wieder an dem „komischen Namen" herum.

„Lurrot", wiederholte er, „Lurrot, ist denn das wirklich Ihr richtiger Name? Ich habe den Namen in meinem Leben noch nicht gehört!"

Da raffte sich der Lotse zusammen und sprudelte lachend hervor:

„Aber mein Herr, ich kann doch wahrhaftig nichts dafür, daß ich so heiße."

Den Satz mußte man gesprochen hören. Er gab dem Schutzmann, dem der Lotse ins Auge sah, keinerlei Möglichkeit, weiterzufragen.

„Ich glaube sehr wohl, daß Sie für Ihren Namen nichts können." Damit empfahl sich der Polizist ebenfalls lachend, der seine Pflicht getan hatte und — uns laufen ließ. Die Begegnung mit dem seltsamen Kleeblatt — Photograph, Evangelist und Handlungsgehilfe — mochte ihm noch lange zu denken geben.

In wenigen Minuten fuhr aber unser Zug nach London.

15. Das gespaltene Kleeblatt.

„Getrennt marschieren und vereint schlagen!“ war unser neuer Grundsatz. Auf dem Weg zum Bahnhof zogen wir die Konsequenzen aus unserem letzten Erlebnis und beschlossen, daß der Lotse für sich allein reisen, während der Fähnrich bei mir bleiben sollte. Immerhin, es wurden einige Treffpunkte festgelegt. Alle drei sollten den nächsten Zug nach London benutzen. Punkt 6 Uhr wollten wir uns vor der Nationalgalerie am Trafalgarplatz einfinden zu einer weiteren Beratung.

Unsere Geldmittel gingen auf die Neige, und das war eine neue Klippe, die umschifft werden mußte. Der Lotse hatte Bekannte in London, ebenso ich, und jeder sollte sein Glück versuchen, um die Reisekasse zu füllen. Wir beiden, der Fähnrich und ich, verabschiedeten uns von unserem väterlichen Freunde und Schicksalsgenossen, erstanden noch schnell eine Zeitung und setzten uns in die Bahn. Dort studierten wir eifrig unsere Steckbriefe und genossen die falschen Angaben und Vermutungen in allen Einzelheiten. Am besten gefiel uns der Schlußsatz: „die drei Flüchtlinge tragen schäbige Zivilkleider.“ Helm und ich faßten sofort den Plan, uns in London noch ein wenig äußerlich aufzubessern.

Die Fahrt war anregend und gefahrlos. In Dover stieg ein englischer Fliegerfähnrich zu, der uns in heller Begeisterung die Überlegenheit des über der Festung kreuzenden halbstarren Luftschiffes gegenüber dem Zeppelin klar machte. Wir waren gläubig wie Laien, wenn ein Fachmann spricht. Später übernahm ich das Amt eines Kindermädchens; denn eine junge Frau mit einem Säugling und einem Kleinkind kam auf ihrer Reise nicht so recht zu fache. Sie stillte das Würmchen, während ich mit dem anderen niedlichen Ding eine Bilderzeitung durchsah. Als der kleine Schreihals trotz seiner reichlichen Mahlzeit keine Ruhe geben wollte, zankte die Mutter: „Wenn du Schlingel nicht gleich still bist, dann holen dich die Deutschen.“ Wir alle waren erheitert durch diese Drohung, die ja so leicht hätte zur Tat werden können.

*

Auf einem Londoner Vorortbahnhof stiegen wir aus, für den Fall, daß die Polizei von Deal doch einmal in die Zeitung gesehen hatte. Dann schluckte uns wieder die Großstadt, die wir in Autobus und Straßenbahn durchmaßen. In den Nachmittagsstunden begaben wir uns nach einem Stadtviertel, das ich von früher her kannte und wo gute Bekannte wohnten: eine Dame, Deutsche von Geburt, verheiratet mit einem betagten englischen Herrn.

In einem kleinen Schanklokal stärkten wir uns, überließen dem Wirt Koffer und Mäntel auf ein Weilchen, um unsern Besuch bei meinen Bekannten zu machen.

Ich zitterte ein wenig, als ich den Klopfer an der Haustür meiner Hand entgleiten ließ. Mir schien es eine Art Undankbarkeit zu sein, Freunde, deren Gastfreundschaft ich genossen hatte, in Gefahr zu bringen. Da öffnete sich auch schon die Tür, und ich erkannte in der hageren Gestalt jenen alten Engländer, mit dem ich manche gemütliche Stunde in seinem Heim verbracht hatte. Er ahnte nichts. Deshalb spielte ich mit ihm Versteck:

„Verzeihen Sie die Störung, könnte ich vielleicht Frau Henson sprechen?“

„Frau Henson ist erst in drei Viertelstunden zurück. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Mills“, verriet ich zögernd. „Ich komme im Auftrage einer Londoner Firma.“

Unsere Augen mußten sich begegnet haben, vielleicht, daß auch im Klang meiner Stimme eine Erinnerung für ihn lag. Jedenfalls war er nicht sehr freundlich, stellte mir aber frei, in einer knappen Stunde nochmals vorzusprechen.

Bedenklich war die Begegnung auf alle Fälle. Wenn der Mann — es wäre sein gutes Recht gewesen — inzwischen eine Abteilung Polizei bestellt hätte, wir wären geradeswegs ins Verderben gerannt; aber ich baute auf sein Alter. Mittlerweile machten wir Besorgungen in der Hoffnung, daß sich das Niveau unserer Kasse bald wieder heben würde. In einem fast kleinstädtischen Krämerladen, in dem ein polnischer Händler mit dürftigen englischen Kenntnissen unser Geld roch, bewilligten wir die neuen Anschaffungen wie Parlamente, die mit öffentlichen Geldern umgehen, und zogen uns hinter einem riesigen Spiegel auch noch um. Was für feine Oberhemden, Kragen und Schlipse uns da zur Verfügung standen! Dann die Hüte von neuestem Format! Zwei Stöckchen — wir sympathisierten mit der englischen Armee — gingen ebenfalls noch in unseren Besitz über. Die alten Sachen packte der Händler sorgfältig in ein Paket, strich sodann mit Wohlbehagen unser Geld ein, unser mühsam zusammengespartes Geld, und danach sollte ein zweiter Vorstoß bei meinen Bekannten unternommen werden.

Die Straße, wo sie wohnten, war menschenleer. Nicht einmal ein Polizist ließ sich sehen; aber es mochte ja das ganze Haus bereits besetzt sein. Im Nachbargarten dicht daneben arbeiteten ein paar Leute. Sie verschlangen uns mit den Augen, als wir Frau Hensons Vorgarten betraten und an der Haustür klopften.

Frau Henson erschien, erschrak bald zu Tode, als sie uns sah, stammelte auf Deutsch ein paar Worte, daß sie doch von der Polizei bewacht werde, und war nahe dran, in Ohnmacht zu fallen. Es blieb mir keine Zeit zu antworten oder um Geld zu bitten, da fiel auch schon die Tür ins Schloß.

Die Leute im Nebengarten hatten alles gehört, sicherlich aber kein Wort verstanden. Unsere Lage war trostlos.

„Was tun?“ fragte der Fähnrich betroffen, als wir uns ein Stück entfernt hatten. Wir rechneten unsere letzten paar Kröten zusammen. Jeder besaß noch etwa 30 Schilling. „Wenn wenigstens der Lotse Erfolg hätte!“ Wir bauten auf das Glück des Lotsen.

*

Aus dem Schanklokal holten wir unsere Sachen und fuhren mit der Straßenbahn oben auf dem „Top“ nach der inneren Stadt. Es dunkelte bereits, als wir am Westminster Embankment entlang schlenderten und uns schließlich dem Trafalgarplatz zuwandten, wo unter der Nelsonsäule wieder einmal eine Werbeveranstaltung der englischen Armee stattfand.

Drüben vor der Nationalgalerie stellte sich Punkt 6 Uhr der Lotse ein. Er kam mit denselben Hoffnungen zu uns wie wir zu ihm: Auch er hatte kein Geld auftreiben können. Auch er besaß nur noch ein reichliches Pfund in seinem Beutel. Wir standen vor der letzten Entscheidung: Untertauchen in der Stadt und einen Posten annehmen, vielleicht als Zeitungsverkäufer oder als Stiefelputzer oder aber — den letzten Penny daransetzen, um noch einen Hafen aufzusuchen, den der Lotse kannte und in dem viele neutrale Schiffe verkehrten. Wir entschieden uns für das letztere. Gewählt wurde West-Hartlepool, jene Hafenstadt im Norden Englands, in der Grafschaft Durham gelegen. Es war ein gefährliches Pflaster, auf das wir uns begeben wollten. Hatte die deutsche Flotte doch am Anfang des Krieges die Befestigungsanlagen der Stadt und den Hafen einmal beschossen! Trotzdem, der Lotse hatte zwei volle Jahre in Hartlepool gelebt, kannte den Hafen „wie seine Westentasche“, und meinte, daß wir bestimmt von da aus nach Skandinavien reisen könnten, auch ohne Geld.

(Fortsetzung folgt.)

Unglaubliche Zustände in amerikanischen Gefängnissen.

Meutereien, Aufstände, Zuchthausrevolten. — Bestand: 5000 Gefangene, Platz für 2000. — Jährlich hunderttausend Gefängnisinsassen. — Ausdehnung der Kriminalität in Amerika. — „Museumsreife“ Gefängnisse. — Veraltetes Strafrecht.

Von Sven Svensen.

Es hat Zeiten gegeben, in denen bei uns alles, was von drüben kam, als das Schönste und Beste der Welt gepriesen wurde. Von diesem törichten und einseitigen Aberglauben sind wir inzwischen längst geheilt. Auch unsere Strafanstalten glaubten, von den amerikanischen Gefängnissen, die immer als vorbildlich hingestellt wurden, viel lernen zu können. Zahlreiche Studienreisen wurden unter

nommen; aber bei näherem Zusehen ergab sich, daß die amerikanischen Strafanstalten fast überall veraltet und auch in ihrer Organisation oftmals völlig rückständig sind.

In der letzten Zeit verging kaum ein Monat, in dem nicht in spaltenlangen Berichten von Meutereien und Schießereien in amerikanischen Gefängnissen, Revolten und Überfällen auf Wärter die Rede ist. Immer mußten Truppen zu Hilfe gerufen werden, bis nach blutigen Schlachten unter Anwendung von Maschinengewehren die „Ruhe“ und Ordnung wiederhergestellt war. Man erinnert sich noch der furchtbarsten Meuterei, die jemals stattfand. Im Dezember vorigen Jahres gab es bei einem Aufstand im Newyorker Staatsgefängnis in Auburn zahlreiche Tote und Verwundete. Vor einiger Zeit lenkte die furchtbare Brandkatastrophe im Zuchthaus von Ohio in Columbus, die 400 Todesopfer forderte, erneut die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt auf die Zustände in amerikanischen Gefängnissen. Wie bei den früheren Meutereien war auch bei dieser Brandkatastrophe die unerhörte Überfüllung der veralteten Gefängnisräume mit Gefangenen die Ursache für den schrecklichen Umfang der Katastrophe. Das Zuchthaus von Ohio beherbergt 5000 Gefangene, obwohl es nur für 2000 bestimmt war. Es ist ganz selbstverständlich, daß unter solchen Umständen nicht nur der Strafzweck, die Gefangenen zu besserem Leben zu erziehen, völlig unmöglich ist, sondern man muß sich auch wünschen, daß nicht noch eine viel größere Anzahl von Sträflingen in den Flammen umgekommen ist oder bei dem Versuch, die günstige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, vom Maschinengewehrfeuer der rasch alarmierten Staatstruppen niedergestreckt wurde.

In den amerikanischen Gefängnissen sitzen jährlich im Durchschnitt etwa 100 000 Gefangene. Diese Zahl ist verhältnismäßig niedrig, wenn man bedenkt, daß in dem „glücklichen“ Amerika jährlich allein 10 000 Morde geschehen. Immerhin hat sich in den letzten 25 Jahren die Zahl der Gefängnisinsassen verdoppelt, aber auch diese Zahl ist niedrig, wenn man den Bevölkerungszuwachs in den letzten 25 Jahren bedenkt. Es ist bezeichnend, daß Provinzen wie Nevada, Kansas und das sonnige Kalifornien prozentual die meisten Verbrechen haben, während die geringste Zahl auf die „Negerprovinz“ South Carolina entfällt.

Mit der Ausdehnung der Kriminalität hat der Ausbau und die Modernisierung der alten Strafanstalten nicht Schritt gehalten. Lediglich Sing-Sing ist einigermaßen modern, die meisten übrigen Strafgefängnisse sind, wie Professor Liepmann, der berühmte Strafrechtswissenschaftler ausführte, „museumsreif“. Sie sind nicht nur Jahrhunderte alt und den veränderten heutigen Verhältnissen durchaus nicht mehr angepaßt, sondern vor allem zu klein, um die Strafgefangenen zu beschäftigen und dadurch abzulenken. Durch die veraltete Anlage wird vor allem eine wirksame Kontrolle unmöglich gemacht. Nur dadurch ist es verständlich, daß Waffenhandel und Waffenschmuggel in den amerikanischen Gefängnissen blühen und damit die Vorbedingung für bewaffneten Widerstand geschaffen wird. Von den Zuständen kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß Tausende von Gefangenen auf den Korridoren und in irgend welchen Ecken und Winkeln schlafen müssen, weil die Zellenräume nicht ausreichen.

An der Überfüllung der amerikanischen Gefängnisse tragen zum Teil auch die nach unserer Auffassung rückständigen Gesetze schuld. Auch bei uns wird der rückfällige Verbrecher im allgemeinen schwerer bestraft als der, der zum ersten Male mit dem Strafgesetz in Konflikt kommt. Die amerikanischen Richter sind jedoch in der letzten Zeit immer mehr dazu gelangt, durch Verhängung langer Freiheitsstrafen abzuschrecken. In Newyork gibt es ein Gesetz, nach dem jeder, der zum vierten Male bestraft wird, zum Tode verurteilt werden muß, auch wenn es sich nur um ein geringfügiges Delikt, einen Apfeldiebstahl oder Schmuggel mit einer Flasche Sekt handelt. Bei solchen Urteilen ist es kein Wunder, daß man nicht mehr weiß, wohin mit den zu lebenslänglichem Zuchthaus Begnadigten. Der amerikanischen Regierung wird nichts anderes übrig bleiben, als endlich neue Gefängnisse zu bauen oder für eine humanere Justiz durch bessere Gesetze zu sorgen. Erst dann werden die Katastrophen und Meutereien in amerikanischen Strafanstalten aufhören.

Menschenjagd in Kanada.

Hetze quer durch den Kontinent. — Drei Jahre auf Verbrecherfang im Polargebiet. — Die Rache des Degradierten.

Von Harry Wilkins-Milwaukee.

Nur einen Wahlspruch kennt die Berittene Kanadische Polizei, und der lautet: „Fang den Verbrecher!“ Einerlei, wie schwierig die Aufgabe ist, sie muß erfüllt werden, oder der „Mounty“, wird mit Schimpf und Schande aus dem Korps ausgestoßen. Entschuldigungen erkennen die Vorgesetzten weder an, noch versucht einer der Rotröcke sie vorzubringen.

Wie Spürhunde hängen sich die Berittenen Polizisten an den Verfolgten. Einst war der Gehetzte ein älterer Trapper, der drüben in Alberta, am Fuß der Rocky Mountains, einen Farmer im Streit erschossen hatte. Ein Rotrock erhielt den Befehl, den Täter festzunehmen. Achtzehn Monate lang hörte sein vorgesetzter Inspektor nichts von ihm. Er machte sich aber darum keine Sorgen, und tatsächlich meldete sich der Polizist nach mehr als anderthalb Jahren wieder zurück. Mit ihm kam der gefesselte Trapper. Der Rotrock selbst legte nur mit trockenen Worten Rechenschaft von seiner Menschenjagd ab. Doch aus der Erzählung des Verfolgten konnte mehr entnommen werden. Von Alberta war die Hetzjagd nach Osten gegangen. Von einer Siedelung zur anderen floh der Trapper vor dem Verfolger. Aus Verstecken, die er für unauffindbar hielt, wurde er von ihm aufgestöbert. Jede Stunde Rast, die er seinem müden Körper gönnen mußte, wurde ihm zur Qual, weil er immer die Faust des Rotrockes am Hals zu spüren fürchtete. Der frühe Winter zwang den „Mounty“, sein Pferd zurück zu lassen. Zu Fuß und im Schneetreiben holte er den Verfolgten ein. Das war nach Monaten drüben an der Grenze von Labrador, dreitausend Kilometer von Alberta entfernt. Der Trapper lag im Hinterhalt und schoß den Polizisten nieder. Er ließ ihn für tot liegen. Doch der Rotrock war nur schwer verwundet und konnte sich zur Hütte eines Felljägers schleppen. Dort lag der Verletzte ein halbes Jahr, durch den Winter von der Außenwelt völlig abgeschnitten, bis endlich der Frühling kam und der Polizist sich kräftig genug fühlte, um die Verfolgung wieder aufzunehmen. Von anderen Felljägern erfuhr er, daß in einem entfernten Eskimodorf ein Fremder den Winter zugebracht hatte. Ein paar Tage später war der Verfolger in der Siedelung; doch eine Stunde vorher hatte der Trapper, von irgend einer Seite vom Auftauchen einer roten Jacke benachrichtigt, das Dorf verlassen. Den ganzen Sommer über jagte der Polizist den Täter durch die Steppen von Labrador. Er gönnte sich kaum eine Stunde Ruhe und stellte endlich den Gehetzten. Der riß die Büchse an die Schulter und ließ sie wieder sinken. Er starrte den Rotrock an, von dem er glaubte, die blankgenagten Knochen lägen weit hinten im Westen, und ließ sich fesseln: „Lieber baumeln als noch weiter gehetzt werden und vor Angst den Verstand verlieren!“

Ein anderes Mal erfuhr die Leitung der Polizei in Winnipeg gerüchtweise, im Yukon-Bezirk seien zwei weiße Goldgräber von Eskimos erschlagen worden. Ein Sergeant erhielt den Auftrag, das Gerücht an Ort und Stelle nachzuprüfen und die etwa Schuldigen nach Winnipeg zu bringen. Monate dauerte es allein schon, bis der Polizist mit Dampfer und Schlitten die Eskimosiedelung an der kanadischen Nordküste erreichte, von der aus das Gerücht seinen Weg nach Süden genommen hatte. Doch niemand konnte ihm dort etwas Näheres über die Tat mitteilen. Nicht einmal ihr Schauplatz war bekannt, weit weniger noch die Namen der Mörder. Die Aufgabe des Sergeanten schien undurchführbar. Doch der Polizist wußte, daß er nicht unverrichteter Sache zurückkommen durfte. So blieb er im Eskimodorf, bis er die Sprache der Eingeborenen genügend beherrschte. Dann reiste er von einer Siedelung zur anderen. Doch nirgends trat er als Verfolger der Mörder auf, weil er diese sonst zu verscheuchen fürchtete, sondern er gab sich für einen von der kanadischen Regierung entsandten Lehrer aus, der in jedem Dorf Vorbereitungen für die Einrichtung einer Schule treffen sollte. Gleichzeitig ernannte er aus eigener Befugnis je einen ihm geeignet erscheinenden Eskimo zum Ortspolizisten, mit der Aufgabe, Streitigkeiten zu schlichten und den Eingeborenen einen Begriff von der weit-

reichenden Macht der fernen weißen Regierung zu vermitteln. Darüber vergaß er nicht, unauffällig Erkundigungen nach den Mördern einzuziehen. Schließlich erfuhr er, welches Dorf der Schauplatz der Tat gewesen war. Als er dort eintraf, stellten sich ihm die Täter von selbst, weil das Gerücht vom Einfluß seiner Persönlichkeit jeden Fluchtversuch unnütz erscheinen ließ. Sie erklärten, in Notwehr gehandelt zu haben, und die vom Sergeanten eingeleitete Untersuchung bestätigte ihre Behauptungen. Doch der Polizist mußte seinen Auftrag ausführen und die Täter nach Winnipeg schaffen. Die Verhafteten sträubten sich nicht, und drei Jahre, nachdem er zur Verfolgung aufgebrochen war, meldete sich der Sergeant mit den Gefangenen in Winnipeg. Die Eskimos wurden abgeurteilt, aber sofort begnadigt, einige Monate lang unterrichtet und dann als Hilfspolizisten in ihre Tausende von Kilometern entfernte Heimat entlassen. Den Sergeanten ernannte die Regierung zum Inspektor.

In Alberta gelang es einmal einem anderen Sergeanten, einen Pferdedieb zu fangen. Der Gauner behauptete, ein Geheimnis zu kennen, und führte den Polizisten nach einer verlassenen Blockhütte, wo er aus der Herdasche einen halbverbrannten Totenschädel hervorkratzte. Den Augenblick aber, in dem der Rotrock den Fund untersuchte, benutzte der Dieb, um mit dem Pferde des Sergeanten zu fliehen. Seine Unachtsamkeit trug dem Polizisten die Degradierung ein. Sein ganzes Sinnen und Trachten galt nun natürlich dem Wiedereinfangen des Flüchtlings, der in der Unendlichkeit der kanadischen Steppen untergetaucht zu sein schien. Gleichzeitig war der Degradierte davon überzeugt, daß der Dieb auch bei der Tötung des Unbekannten, von der nur jener halbverbrannte Schädel zeugte, die Hand im Spiel gehabt hatte. Durch Zufall erfuhr der Polizist, daß vor Jahren eine blutige Pelzmütze gefunden worden war, die von einem Drama zu sprechen schien, deren einstiger Träger aber unauffindbar blieb. Der Rotrock ließ sich die Mütze geben und entdeckte, daß die Blutspuren in der gleichen Richtung verliefen wie eine Hiebwunde in der Schädeldecke des Totenkopfes. Durch monatelange Nachforschungen konnte der Polizist in Erfahrung bringen, daß ein Farmer vor Jahren von zwei Leuten — die Beschreibung eines der beiden paßte auf den entlaufenen krummbeinigen Pferdedieb — ein Gespann gekauft hatte. Ein paar Tage später war er dem Krummbeinigen allein begegnet, und dieser hatte ihm auf die Frage nach Joe Hindahl, seinem Begleiter, erklärt, er sei in den Staat Minnesota, seine Heimat, zurückgekehrt. Der Degradierte ließ sich nach den Vereinigten Staaten beurlauben und trat in Minnesota als kanadischer Farmer auf, der Land kaufen wollte. Der Zufall führte ihn mit einem Makler zusammen, der ihm erklärte, ein gewisser Joe Hindahl wünsche seine Felder loszuschlagen. Joe Hindahl, der nach des Rotrocks Ansicht ermordet war, dessen Pelzmütze und Schädel auf der Heimatstation des Verfolgers lagen! Der Kanadier ließ sich zu Joe Hindahls Haus führen und erkannte in dem angeblichen Landbesitzer seinen entlaufenen Pferdedieb. Die Pistole des Polizisten krachte den Bruchteil einer Sekunde früher als die des Gauners und machte den falschen Joe kampfunfähig. Vor einem amerikanischen Richter gestand der Pferdedieb, den richtigen Hindahl in Alberta erschlagen zu haben. Der Degradierte erhielt die Erlaubnis, seinen Gefangenen zur Aburteilung über die Grenze zu bringen, und tauschte in der Heimat den Dieb und Mörder gegen seine redlich verdienten alten Sergeantentressen ein.



* **Die Eskimos und ihre Toten.** Es gibt wohl kaum ein Volk auf der Erde, bei dem die Gegensätze in der Behandlung von Kranken und Toten so groß sind, wie bei den verschiedenen Stämmen der Eskimos. Die amerikanischen Eskimos verfahren mit ihren erkrankten Stammesgenossen in einer Weise, die in krassem Mißverhältnis zu ihren sonst so freundlichen Sitten steht. Sobald ein Mitglied einer Familie in einem Grade erkrankt, daß sein Ableben befürchtet werden muß, wird diese Person in eine abseits errichtete Hütte gebracht und dort sich selbst überlassen, bis ein mitleidiger Tod sie von ihren Leiden erlöst. Sollte aber ein Todesfall sich plötzlich in der Wohnhütte ereignen, so wird alles aufgeboten, um dem Geiste des Toten den Rückweg zu verwehren. Es wird dann ein Fenster in der Hütte eingeschnitten und durch dieses wird die Leiche geschoben. Dann wird die Öffnung sofort sorgfältig wieder verschlossen, damit der Geist des Toten, der stets den gleichen Rückweg nimmt, wie der Körper befördert worden ist, einer geschlossenen Wand gegenübersteht. Noch schlimmer sind in dieser Hinsicht die im Norden Sibiriens lebenden Tschuktschen. Bei ihnen werden die Alten und Kranken entweder erwürgt oder zu Tode gesteinigt, die Leichen aber den wilden Tieren überlassen. Die Tschuktschen haben auch keine Furcht vor den Geistern der Toten. Übrigens ist bei diesem Volksstamme auch der Selbstmord unter den Alten sehr verbreitet, die auf diese Weise sich dem ihnen drohenden Geschick entziehen wollen. Die unmittelbaren Nachbarn der Tschuktschen, die Stämme auf den Aleuten, mumifizieren die Leichen ihrer Verstorbenen und setzten sie sehr häufig in Felsgräbern bei, die sie auf abgelegenen, möglichst unbewohnten Eilanden errichten. Bei diesen Stämmen gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß eine Mutter die Mumie eines Säuglings so lange in ihrer Hütte behält, bis ein neuer Erdenbürger erscheint, um seinen Platz einzunehmen.

*

* **Auch der Hungerkünstler hat Hunger.** In Warschau wurde die Rettungsgesellschaft zu einem Manne gerufen, der auf der Straße zusammengebrochen war. Der Arzt stellte fest, daß der Unbekannte durch Hunger und große Entbehrungen ohnmächtig geworden war. Wie die nähere Untersuchung nun ergab, handelte es sich bei dem Mann um den bekannten Warschauer Hungerkünstler und Fakir Josef Jurasżek, der in letzter Zeit nirgends Stellung finden konnte, und vor Hunger auf der Straße zusammengebrochen ist. —

*

* **Der Kuß am Altar.** Aus Belfast, Nord-Irland, wird berichtet: John Mac Caffrey, ein methodistischer Pastor, hat bei Trauungen in seiner Kirche den Brauch eingeführt, daß die Ehepaare nach soeben erfolgter Trauung sich küssen. „Ich denke, daß dies eine sehr gute und die beste Art und Weise ist, den Ehestand zu beginnen", erklärte der Pastor. „Ich bin in der Lage, hierbei zu bemerken, daß die Ehepaare meinen Wunsch mit Vergnügen ausführen, und ich habe noch niemals ein Paar getraut, das sich geweigert hätte, Küsse auszutauschen."

Lustige Rundschau

* **Radiogedächtnis.** Professor Schlummermeier saß vor seinem Schreibtisch und zog sein Taschentuch hervor. Da entdeckte er einen markanten Knoten in dem Tuch, und begann zu grübeln: „Ich habe doch heute irgendwo einen Vortrag halten wollen. Zu dem Zwecke ist zweifellos der Knoten in dem Tuch. Wenn ich nur wüßte, wo?" — Da hörte er aus dem Lautsprecher eine Stimme ertönen: „Der Vortrag des Professors Schlummermeier „Wie stärke ich meine Denkfähigkeit?" kann leider nicht stattfinden, da der Vortragende bis jetzt nicht im Senderaum erschienen ist."

* **Personal.** Leonidas hat einen Laden. Leonidas geht zum Arbeitsamt. — „Ich brauche eine neue Verkäuferin." — „Besondere Wünsche?" — „Ja. Sie muß schlechte Zähne haben." — „Schlechte Zähne?" staunt der Beamte. „Warum das?" — „Damit sie nicht so viel naschen kann", lachte Leonidas. „Ich habe nämlich ein Zuckergeschäft."

* **Kinderspiele.** Willi kommt mit vollständig durchlöchertem Anzug nach Haus. „Aber Willi!" ruft entsetzt die Mutter, „wie sieht dein neuer Anzug aus?" — Willi (treuherzig): „Ja siehste, Mutter, wir haben Kaufmann gespielt, und da war ich der Schweizer Käse!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.